



Die Nährsalze unserer Gemüße.

In wichtiger anorganischer Bestandteil unserer Nahrungsmittel sind die Nährsalze, Kali, Natron, Kalk, Eisenoxyd, Phosphor, Jod, usw. Sie befinden sich vorzugsweise in den Gemüßen und im Obst, wie in der Milch, weniger im Fleisch und sind für den Aufbau und die Erhaltung unseres Körpers unbedingt notwendig.

Dem kürzlich und leider zu früh verstorbenen Dr. Lahmann gebührt das Verdienst, auf die Bedeutung der Nährsalze in seinen Schriften ganz besonders hingewiesen zu haben.

Versuche haben gezeigt, das Tiere, die mit vollständig nährsalzreicher, das heißt der Nährsalze durch Auslaugung beraubter Nahrung, gefüttert werden, nach kurzer Zeit sterben, und zwar schneller, als bei völligem Hungern. Die Erklärung für diese eigentümliche Beobachtung ist, wie Professor Bunge nachgewiesen hat, die, daß die aus dem Schwefel der Eiweißnahrung sich bildende Schwefelsäure, weil sie bei vollständigem Natronmangel keine Basen zur Sättigung vorfindet, zur Zerstörung der lebenden Zellen führt.

Diese Versuche zeigen deutlich, wie wichtig das Vorhandensein der Nährsalze für den Organismus ist. Lahmann behauptet, daß ein gutes nährsalzreiches Blut alle Nahrungsstoffe besser ausnutzt und gründlicher verdaut, somit also einen regeren Stoffwechsel herbeiführt. Auf eine Störung des Stoffwechsels aber sind die meisten krankhaften Erscheinungen unserer Zeit zurückzuführen.

Wichtiger als die Apotheke ist hier die Küche, eine richtige Ernährung ist die Grundlage körperlicher und geistiger Gesundheit. Wir wissen, daß ein erwachsener Mensch 80 g Eiweiß, 500 g Fett und 300 g Kohlehydrate, nebst der nötigen Flüssigkeit gebraucht und führen bei gemischter Kost dieses Quantum wohl unserem Körper zu, daneben aber brauchen wir täglich 16 g Nährsalze als Minimummenge. Der menschliche Körper besteht nach Dr. Woltering zu 8% aus Salzen, die dürfen nicht verringert werden, wenn der Körper gesund bleiben soll.

Die meisten Salze enthalten von unsern Nahrungsmitteln, wie schon oben angedeutet, die Gemüße, hier ist vor allem eine Reform beim Kochen notwendig. Da wir die nährsalzreichsten Gemüße: Spinat, Wirsing, Weiß- und Rotkohl, Möhren, Kohlrabi kochen und das Wasser abgießen, berauben wir sie des größten Teils der Nährsalze; wir sollten darum bei allen Gemüßen, wo das Abkochen sich nicht durch den

Lahmann hält von den Salzen Kalk und Natron für die wichtigsten. Durch Kalk erhalten Zähne und Knochen ihre Festigkeit. Bei Mangel an Natron im Blut findet durch den dadurch bedingten Ueberschuß an Säuren ein Zerfall von roten Blutkörperchen statt und wird somit der Blutarmut Vorhub gelistet. Natron und Kalk sind von den Salzen nun am leichtesten löslich und auslaugbar und gehen somit beim Abkochen in hervorragendem Maße verloren. Bleiben diese Salze aber dem Gemüße erhalten, so verlieren selbstige auch einen Teil ihrer blühenden Eigenschaften und sind leichter verdaulich.

Vorzüglich zur Stoffwechsell-anregung und somit zur Blutverbesserung dient neben dem Gemüße der reichliche Genuß von grünen Salaten und Obst, letzteres roh und gekocht. Salat wolle man nicht mit Essig, sondern mit frischem Zitronensaft anmachen. Essig erschwert die Verdauung mancher Nahrungsmittel, was bei Zitronensaft nicht der Fall ist. Wer Gurkensalat mit Essig nicht vertragen kann, versuche es nur einmal mit Zitronensaft, er wird ihm weit beförmlicher sein.

Ein großer Vorteil ist, daß bei Erhaltung der Nährsalze für die Speisen, der Gebrauch des Kochsalzes um ein bedeutendes eingeschränkt werden kann, womit nicht gesagt sein soll, daß es zu entbehren ist. Das aber wird heute anerkannt, daß durch Uebermaß von Würzen und Kochsalz, Leber-, Magen- und Nierenerkrankungen hervorgerufen werden können. Der Magen reagiert schließlich gegen Ueberbürdungen, aber die Nieren müssen alles gebuldig über sich ergehen lassen, und ihnen fällt die Aufgabe zu, die überschüssigen Salzmengen wieder zu entfernen. Daß den Nieren zuviel zugemutet ist, macht sich oft erst bemerkbar, wenn die verberlichen Folgen sich nicht mehr beseitigen lassen.

In meinem Haushalte wird dadurch, daß die Kartoffeln ohne Salz mit der Pelle gekocht werden, viel Salz gespart, sie schmecken würziger, wie geschälte Salzkartoffeln und sind nahrhafter und beförmlicher. Es sei noch erwähnt, daß Kochsalz, Chlornatrium, sich neben andern Salzen ebenfalls in unsern Nahrungsmitteln befindet. Hauptsächlich entziehen die Knorpel



Die Reiterstandbilder „Friedrichs des Großen“ und des „Großen Kurfürsten“ in Berlin.

Wenn man vom Brandenburger Tor aus in die Straße „Unter den Linden“ tritt, so nimmt man wahr, daß das frühere Aussehen der Straße in den letzten Jahren eine bedeutende Veränderung erfahren hat. Vornehme Läden, Cafés, Restaurants und palastartige Wohn- und Geschäftsgebäude sind an Stelle der einfachen Häuser aus früherer Zeit getreten. In der Mitte des großen Promenadenweges erblicken wir das Reiterstandbild Friedrichs des Großen, welches einen hervorragenden Abschluß der östlichen Seite der Linden bildet. Es wurde im Jahre 1851 entworfen und ist die volkstümlichste Schöpfung Rauch's. Das Denkmal stellt den König im Krönungsmantel und mit Krückstock dar. Geht man nun die Straße „Unter den Linden“ weiter, nach dem Schlossplatz zu, so kommt man nach kurzer Wanderung an das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, welches in Erz gegossen, die Kurfürstenbrücke schmückt. Der Kurfürst ist in römischem Kostüm dargestellt. Die Sklavenfiguren am Sockel symbolisieren die feindlichen Gemalten, welche sich dem Großen Kurfürsten entgegenstellten. Es ist eine Schöpfung Schüters.

allzustrengen Geschmacks, wie beim braunen Winterkohl als notwendig erweist, unterlassen. Rotkohl schmeckt ohne Abkochung, mit Napseln und etwas Fett und wenig Kochsalz zubereitet, ganz vorzüglich. Spinat roh gewiegt und in Butter gedünstet, wird magenkranken und blutarmen Personen sehr empfohlen, da er viel Natron und auch Kalk und Eisen enthält.

Vorzüglich zu einer Suppe eignet sich Spargelwasser mit Buttermehl sämig gemacht und einem Eidotter abgequirlt auch die Brühe von Blumenkohl, auf diese Weise gehen die Nährsalze der beiden Gemüßearten nicht verloren.

jellen dem Blutwasser das Chlornatrium, die Knochenzellen phosphorsäuren und kohlen-säuren Kalk, die Muskeln vorzugsweise Kali und Phosphorsäure. Die Kieselsäure wird hauptsächlich vom Haar, der Haut und den Nägeln in Beschlag genommen. Das Haar nimmt außerdem noch Schwefel und das Gehirn Phosphor auf, während Eisen am reichsten im Farbstoff des Blutes enthalten ist. C. v.

### Seldenseelen.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Sald darnach suchten seine Augen Wicky von der er sich nicht ohne besonderen Gruß trennen wollte. „Sie haben mir einen so unendlich großen Dienst geleistet, Fräulein Wicky,“ sagte er in der letzten Minute des Alleinseins, „ich wollte von Herzen, es wäre mir vergönnt, mich Ihnen dafür dankbar zu bekennen!“

„Das soll Ihnen vergönnt sein, Herr von Birken; wenn Sie meinen, daß ich etwas für Sie getan habe, gebührt mir selbstverständlich einiger Dank und ich nehme ihn auch an. Wollen Sie mir also zum Danke eine Bitte erfüllen?“

„Sie ist im Voraus erfüllt.“ „Gut, ich betrachte dieses Versprechen als ihr Manneswort; was ich fordere, betrifft Ihre Braut. Ruth war meine Erzieherin, meine Freundin; ja, viel mehr als das, sie war meine Mutter, der allein ich es verdanke; wenn aus mir ein halbwegs brauchbares Menschenkind geworden ist. Außerdem aber war unsere großherzige Ruth noch mein spezielles Eigentum, wir hatten uns zu einem herrlichen Vorhaben verbunden, das uns für alle Zeiten vereinigte. Nun muß ich sie Ihnen geben, und das wird mir natürlich furchtbar schwer. Als geringe Entschädigung für meinen unersehblichen Verlust erblicke ich mir darum von Ihnen, daß Sie Ruth recht, recht gut behandeln, ihr alle jene zarte Liebe und Aufmerksamkeit erweisen, durch die sie selbst so ausnehmend zu beglücken weiß. Wollen Sie mir geloben, Ruth glücklich zu machen in des Wortes heiligster Bedeutung, dann will ich ruhig sein und mich bescheiden.“

Alexander nahm Wicky's Rechte und hielt sie mit warmem Drucke in der seinen fest.

„Es bedurfte dieser Bitte nicht, obgleich ich sie verdiene,“ entgegnete er ernst. „Ich sehe wohl, Sie halten mich für so etwas wie einen Barbaren; so schlimm steht es indessen nicht — mir fehlte bloß lange der Einsicht edler Frauen. Schon später ich deutlich eine Gänzung zum Besseren und sehe meine Fehler ein. So, ich verspreche, was Sie verlangen, Fräulein Wicky und Ruth soll einst der Richter sein zwischen uns Dreien, ob ich mein gegebenes Versprechen gehalten.“

September war gekommen.

Der Park von Friedensheim hatte wieder begonnen, sich in ein schlichtes herbliches Gewand zu kleiden.

Seit zwei Wochen weilt Ruth wieder als die Braut Alexanders bei Frau Pastor Kenneberg in Hohenfähr, wo er sie täglich besucht, oder zu einem längeren Aufenthalt auf Friedensheim abholte.

Die Hochzeit war laut Familienbeschluß für November festgelegt.

Ulrich befand sich seit kurzem in Berlin, wo er ein paar Wochen mit Maurus Harden verbringen wollte.

U. bermorgen aber sollte Leah's Verlobungsfeier mit Graf Hollen stattfinden, der ein ständiger Gast auf Friedensheim gewesen.

Zu ihrem Zimmer ruhte Marianne auf der Chaiselonge, als Leah, die sie zu sich hatte rufen lassen, hereinkam.

Beim Eintritt des jungen Mädchens ließ sie einen prüfenden Blick über deren Antlitz gleiten, auf dem ein Zug herber Entfremdung lag.

„Also übermorgen ist Ihr Verlobungstag, — meine arme Leah?“

„War das alles, was Marianne ihr zu sagen hatte?“

Warum sie an eine Tatsache erinnern, an die sie am liebsten gar nicht gedacht hätte.

„Sie saßen gestern,“ fuhr Marianne fort, „daß es Ihre Absicht sei, heute Ruth zu besuchen; wollen Sie so gut sein, Leah, in Hohenfähr einen Brief für mich zu besorgen? Es ist nämlich ein wichtiger Brief an meinen Mann, ein eingeschriebener, den ich sehr ungern fremden Händen anvertrauen möchte.“

„Er soll gewissenhaft besorgt werden. Sie sehen so blaß aus, Marianne, spüren Sie noch immer keine Besserung?“

Die Angeredete schüttelte den Kopf.

„Es befällt mich jetzt immer eine sonderbare Ahnung, als stände mir ein großes Ereignis bevor, vielleicht ist es der Tod; ich bin der festen Ueberzeugung, Doktor Lenz irrt sich in meiner Krankheit, die er für ungefährlich hält und nur auf eine allgemeine Nervenerregung zurückführt. Zweifellos ist es ein ausgesprochenes Herzleiden, das mir diese Erstüdnungsanfälle verursacht. Vorhin kam wieder einer und war so heftig, daß ich schon glaubte, alles sei zu Ende.“

„Sie müssen uns erlauben, Sie mehr zu zerstreuen, Marianne; das viele Alleinsein führt zu Grübeleien, die Ihnen schaden.“

„Mir schadet nichts mehr,“ erwiderte Marianne. „Sehen Sie, Leah, ich bin sehr glücklich gewesen und nicht der leiseste Schatten verdunkelte den Sonnenschein, unter dem mein Leben dahinfließ. Das einzige, was mir die Erinnerung an die schöne Zeit trübt, ist die Gewisheit, daß Ulrich gewissermaßen gelitten hat, denn als seine Frau vermochte ich ihm das, was ich erträumte, nicht zu geben und dieser Gedanke verfolgte mich geradezu bis zum Unerträglich.“

„Sprechen Sie nicht so,“ bat Leah. „Sie werden genesen, Marianne, und wenn ich gegangen, so wird ein neues Leben beginnen. Der letzte Schritt dazu ist nun bald getan.“

„Ich weiß,“ antwortete Marianne, „daß Doktor Lenz an meiner Krankheit zweifelt, er denkt, ich übertreibe, obgleich das gar nicht meine Art ist. Nie war ich weidlich oder übertrieben besorgt um das eigene liebe Ich. Ich bin eben herzlos, vergesse ich Sie das nicht, Leah.“ fügte sie mit besonderer Betonung hinzu, „und bei Personen, die an einem solchen Uebel leiden, muß man jeber Zeit auf ein plötzliches Ende gefaßt sein. Ich bin es und kann mich von der Vermutung nicht befreien, bald davon überrascht zu werden. — Doch da höre ich Glockenstimme — sprechen wir von etwas anderem, das arme Kind leidet so wie so genug unter der düsteren Stimmung ihrer Mama.“

Die Kleine eilte, ihre Mutter freudig begrüßend, herbei.

Marianne aber hielt sie lange umfaßt, und der Blick, mit dem sie das liebende Kind betrachtete, verursachte Leah ein unendlich wehmütiges Gefühl. Er war wie der Abschiedsblick eines Menschen, der seine Lieben auf unbestimmte Zeit verlassen muß.

Sollte Marianne wirklich kränker sein, als man im Hause allgemein annahm?

Schon der nächste Morgen brachte dieser Frage die verhängnisvolle Antwort.

Ulrich hatte gerade im Begriff gestanden, mit Doktor Harden nach der Urania zu gehen, um einer der allabendlichen Vorstellungen beizuwohnen, als ihn Mariannes Brief erreichte.

Erkannt, schon wieder Nachricht von seiner Frau zu erhalten und auf diesem Wege, überflügelt er zuerst die Zeilen flüchtig, in der Wutmaßung einer besonders wichtigen Mitteilung, als der elgische Ton ihn sutzig werden ließ, und er Harden, der schon den Hut genommen hatte, bat, noch ein paar Minuten zu verweilen.

Marianne schrieb:

„Mein lieber Ulrich! Obgleich ich Dir erst vor wenigen Tagen Nachricht von uns sandte, treibt es mich doch heute unüberwindlich, Dir diese Zeilen zu senden. Seit längerer Zeit war es schon meine Absicht, mit Dir über meinen Gesundheitszustand zu

sprechen, der viel weniger günstig ist, als Doktor Lenz ihn bezeichnet. Keine Trostgründe können mir die Ueberzeugung rauben, daß es einmal schnell zu Ende geht. Du wirst schon sehen, bald ist die Sanduhr meines Lebens abgelaufen.“

Doch gräme Dich darüber nicht, mein geliebter Ulrich, weil ich selbst auch bewegen nicht traurig bin. Habe ich doch an jedem Tage unserer friedensvollen Ehe mehr Bönne durchlebt, als ungezählte Tausende während ihres ganzen Lebens kennen gelernt.

Nun behaupte ich, wenn ein pflichttreuer Mensch sein Ende herannahen fühlt, da soll er, wie es sich gehört, sein Haus bestellen, und das zu tun, das drängt es mich heute.

Vielleicht siehst mir noch ein langes Leben bevor, — ich kann indessen auch schon morgen abberufen werden, darum soll gesagt werden, was ich Dir notwendig noch sagen muß.

Im Falle eines rasch herantretenden Todes sollst Du, mein über alles geliebter Ulrich, nicht lebzig bleiben, sondern eine zweite Ehe eingehen, und zwar soll Leah Kayler die Stelle einnehmen, in der ich so glücklich gewesen bin. Sie ist die einzige auf der Welt, die ich neidlos als Dein Weib mir vorzustellen vermag.

Leah's Verlobung steht ja unmittelbar bevor, doch habe ich die Empfindung, als ob irgend etwas geschehen werde, das diese unselbige Verbindung hinauschieben wird.

Dein gutes Herz hatte Dich einst verleitet, Dich meiner anzunehmen, ich wurde Deine Frau; das war ein Impuls der Großmut Deinerseits. Ich, die Ältere hätte verständlich sein und Deine Güte nicht mißbrauchen sollen.

Ich liebe Dich! Darin liegt meine einzige Entschuldigung, Ueberdies hat alles ein Ende auf der Welt und ich bin sicher, meines ist nicht mehr fern. Du bist mir der liebevollste, beste Mann gewesen, und nachdem ich selbst nur die Glückseligste war, hast Du Anspruch, daß endlich auch an Dich die Reihe komme. Deshalb eben wünsche ich von Herzen, daß Leah — sollten wir uns nicht wiedersehen — die Deine wird.

Mein Segen ruht auf Euch, und ich habe für mich noch eine Bitte, so ist es die: Leah soll Glocken, unserem einzigen Kinde, eine treue Mutter sein, und Du sollst der kleinen Verwaisten nach wie vor einen Platz in Deinem Herzen bewahren.

Weiter hätte ich denn nichts zu berichten. Alles, was mich bedrückt, ist damit abgetan. Weil aber oftmals solche Todesahnungen eine Mahnung sind, ließ es mir keine Ruhe, bis alles besorgt war.

So will ich denn schlafen. Heute Nacht warst Du im Traume bei mir. Ich habe Dich geküßt und habet so geweint, daß mein Kopfkissen, als ich erwachte, von Tränen naß war.

Schließlich geht alles besser als ich denke — aber Du weißt, ich war stets eine viel zu unsichtige Hausfrau, um nicht bis zur letzten Minute auf dem Posten zu stehen.

Du denkst, Marianne kann noch scherzen, da hat es mit dem Sterben gute Wege. Nun freilich aber man kann eben doch nicht wissen.

Es grüßt und küßt Dich tausendmal Deine dankbare Marianne.“

Dieses Schreiben trug unverkennbare Tränen Spuren.

Ulrich las noch einmal, ein seltsames, heißes Angstgefühl schnürte ihm die Kehle zusammen — aus diesen Zeilen wehte es ihn traurig, wie ein Hauch des ewigen Abschiedes an.

Sollte Marianne vielleicht — seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß, großer Gott, ja — sie war dessen fähig. Hatte er doch schon einmal erfahren, wach einen Abgrund von Liebe und Selbstverleugnender Hingabe das Herz seines Weibes barg!

In seiner Aufregung ließ er den vertrauten Freund die Zeilen lesen, und Maurus Harden, der mit Besonnenheit und Ueberlegung prüfte, vermochte nichts anderes, als Ulrichs Befürchtungen beizustimmen.

Sie kamen überein, mit dem nächsten Zuge abzureisen.

Doktor Garden wollte den Freund unter diesen zweifelhaften Umständen nicht allein lassen.

Raum ein Wort wurde gemechelt während der unruhigen Fahrt — nur der eine Gedanke verfolgte Ulrich inmitten der qualvollen Gewissensbisse, die ihm seine Räte des verflohenen Jahres gegen Marianne verurtheilte. Wird sie noch leben, komme ich nicht zu spät?

Am Nachmittag des folgenden Tages trafen sie auf Friedensheim ein.

Ein Diener war auf das Geräusch des rollenden Wagens herbeigeeilt.

Ulrich sprang heraus, das verstörte Gesicht des Mannes raubte ihm fast die Besinnung. Raum wagte er aus Furcht vor der niederschmetternden Antwort die hastig hervorgehobene Frage:

„Wie geht es meiner Frau, ist sie kränker geworden?“

„Die gnädige Frau ist sehr krank, wir fürchteten heute morgen schon, alles sei vorüber.“

Im Korridor kam ihm Doktor Lenz entgegen, der gerade das Haus verlassen wollte.

Ulrich zog ihn in den Gartenalon.

„Doktor, was ist mit meiner Frau?“

„Sie lebt und wird uns hoffentlich erhalten bleiben, Herr von Birken, es liegt ein Versehen vor.“

Ihre Gattin hat sich von ihrem Bruder, dem Geheimrat, Opiumtropfen verschreiben lassen, an die sie sich gewöhnt und vor dem Schlafengehen einnahm.

Gestern Abend aber hatte sie in der Dunkelheit und Eile, nach ihrer Erklärung, jedenfalls viel zu viel genommen, das Mädchen fand sie heute früh anscheinend tot, in völliger Erstarrung daliegend, vor.

Glücklicherweise war ich schnell zur Stelle, und mit Hilfe meines Kollegen Hörner gelang es mir nach stundenlangem Bemühen, Ihre Gattin am Leben zu erhalten.“

„Die Gefahr ist vollständig beseitigt, Doktor?“

Der Arzt nickte die Achseln.

„Vorausichtlich. Der Schwächezustand ist allerdings sehr groß, doch dürfen wir immerhin das Beste hoffen.“

Sie lebte.

Wenige Minuten später befand er sich am Lager der Kranken, sprachlos vor stürmischer Erregung. Seine Mutter wollte ihn sanft entfernern.

„Marianne ist noch zu schwach. Sie bedarf der Schonung, Ulrich.“

Aber diese, von der Gegenwart ihres Mannes neu belebt, lächelte matt und bat:

„Laß ihn bleiben, Mama, wir haben miteinander zu sprechen. Mir ist so wohl!“

Frau von Birken, die voll banger Spannung der Entwicklung der Katastrophe zwischen ihren Kindern zusah, ging in das offenstehende Nebenzimmer, wo einzelne Worte des Gespräches Ulrichs mit seinem Weibe zu ihr hinüberdrangen.

„Marianne, ich weiß alles, alles. Warum hast Du mir das getan?“

„War es nicht das Richtige, Dich von mir zu befreien? Ich wollte einschlafen, um nicht mehr zu erwachen; nun ist es mißlungen.“

„Nein, und tausendmal nein,“ rief er mit unterdrückter Stimme, „ich danke Gott, der dieses Furchtbare verhindert hat. Marianne, ich beschwöre Dich, glaubst Du denn, ich hätte eine Stunde weiter leben, mich gar des Besitzes einer anderen freuen können, mit dem verbrecherischen Bewußtsein, Dich in einen freiwilligen Tod getrieben zu haben? Denn wie schau Du Götze es anfangen zu haben geglaubt hatten, mich konntest Du nicht täuschen; ich hätte trotz aller Vorsicht, mit der Deine Hände die Spuren Deiner Schritte hinter Dir im Sande zu verwischen gesucht, Deine Absicht doch durchschaut.“

Aus seiner Sprache klang eine tiefe Erschütterung und auf den todtlassen Zügen ihres Mannes las Marianne, wie er gelitten hatte um sie und noch litt. Und sie erkannte voll heimlicher Beseeligung die Wahrheit seines Schmerzes.

„Nach und nach hättest Du das überwunden und mich vergessen,“ hauchte sie, die Augen geschlossen, als fürchte sie, das alles sei ein kurzer, schöner

Traum, aus dem die Wirklichkeit sie nur zu bald erwecken werde.

„Ne, Marianne, nie, ich weiß ja, was Dich zu diesem opferwilligen Beginnen verleitet. Ich muß offen zu Dir sprechen in dieser ernstesten Stunde meines Lebens, es geschah um meiner früheren Neigung willen zu Fräulein Leah, in der ich alles das verwirklicht hoffte, was eine erregte Phantasie mit ihrem Zauberspiegel der Seele vorzugaukeln vermag. Du tratest während dieses Taumels, der mich ergrast hatte, in den Hintergrund; ein tolles, unsinniges Bedauern, schon gebunden zu sein, hatte sich meiner bemächtigt, bis zuerst die Unterredung wegen der Scheidung damals am Abend mit Dir mich stutzig werden ließ; ganz leise begann ich das Bewußtsein Deiner wahren Größe zu ahnen — ich hatte einen tiefen Blick in den Reichtum Deines liebevollen Innern geworfen und durch die Betrachtungen, die sich mir aufdrängten, kam es gewissermaßen zu einem Stillstand in meinen Gefühlen. Der erste Anlauf zur Befreiung aus dem Wahne war geschehen. Von da an ging ich wie ein Nachtwandler umher, der tappend sucht, ohne instande zu sein, das Rechte zu finden, bis der gestrige Abend mich fürchtbar aus dem wachen Traumzustande rüttelte. Ich sollte Dich verlieren, und nun erst wurde mir mit schrecklicher Klarheit bewußt, was das bedeutete, was Du mir gewesen bist.“

„So war Deine Liebe zu Leah nur ein Kaufsch, Ulrich?“

„Ja, Marianne, es war nur ein Kaufsch, der nun vorüber ist, und Täuschung.“

(Schluß folgt.)

## Das Goldherz.

Novelle von Anton von Perfall.

(Schluß)

„Und was sie ihm gegeben, diesem Entsetzlichen! Sich selbst mit Leib und Seele! Auch nichts? Nichts! Ein Traum! Ein Wüster ecker Traum! Da stöhnte das Kind, streckte matt das Nermchen nach der Mutter aus und Lucy warf den Brief auf die Erde, stürzte auf die Knie und beugte sich über das Bettchen.“

„Nein! Nein! Es gibt noch anderes! Ein fürchterlicher Frevel ist es, es zu leugnen. Gott! Gott! Nette mein Kind! Lasse es nicht die Schuld der Mutter büßen.“

Eine fürchterbare Veränderung vollzog sich in dem kleinen bleichen Gesichtchen. Die dunklen Augen rollten in den Höhlen, die zarten Lippen preßten sich schmerzhaft aufeinander.

Lucy wollte gegen die Türe eilen, um Hilfe rufen, doch die Knie verlagten ihr den Dienst.

Da öffnete sich diese, — Gustav trat ein.

Lucy durchströmte neue Kraft. Sie sprang auf, ihm entgegen. In dieser Stunde kam er wie ein Erlöser.

Da raschelte es am Boden, ihr Fuß war auf den Brief Janfos getreten. Es klang wie das Rischen einer Schlange. Wie angewurzelt blieb sie stehen.

„Ich erwarte den Arzt,“ küßte sie bebend. „Mein Kind stirbt!“ schrie sie laut auf.

„Der Arzt folgt mir auf dem Fuße, arme Frau Lucy!“

Gustav trat vor das Bett. Lucy forschte in seinem Antlit.

Plötzlich beugte er sich rasch herab. — Er hob sich wieder —

„Arme Frau Lucy!“

Kein Laut im Zimmer, der raschelnde Atem des Kindes war verstummt.

Da stürzte Lucy mit einem Aufschrei, aus ihrer Erstarrung erwacht, über ihr totes Kind.

Der Arzt kam zu spät.

Stille des Todes! — Lucy flachte nicht, meinte nicht. Der höchste Schmerz verschließt sich selbst alle Tore in wilder Aufregung.

Nach einer qualvollen Viertelstunde legte sich Gustavs Hand auf Lucys Schulter. Diese leise Be-

rührung wirkte mit Wunderkraft, der Tränenstrom brach sich Bahn. Das Schlimmste war überwunden.

„Mut, Frau Lucy!“ klang seine weiche, aber feste Stimme. Sie sind nicht verlassen. Ein Freund, ein dankbares Herz wacht über Sie.“

Da griff sie nach der Hand auf ihrer Schulter, drückte sie und benetzte sie mit ihren Tränen.

Plötzlich rauschte und knirschte es wieder auf dem Boden. Sie fuhr jäh auf, ließ die Hände los.

„Gehen Sie! Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie!“ Eine tödtliche Angst lag in ihrer Stimme.

„Ich will allein sein, mit meinem Liebling!“

Und von neuem schluchzte sie auf, wie ein zum Tode geheftes Tier und stürzte vor das Bett auf die Knie.

Der Arzt machte Gustav ein Zeichen. Die Männer verließen das Zimmer.

Lucy redete noch lange mit sich selbst vor der Leiche ihres Kindes.

### Siebentes Kapitel.

Ganz Stangen beteiligte sich an dem Begräbnis des kleinen Gustav Janfo, des Sohnes des „Goldherz“.

Dicht neben dem Grabe des alten Billings erhob sich der kleine, gelbe Lehmhügel, mit Blumen und Kräutern bedeckt.

Der Gatte, der Vater war zum allgemeinen Vergernis nicht erschienen. Man ahnte das doppelte Leid, welches auf dieser tiefgebeugten Frauengefalt lastete, am offenen Grabe. Lucy hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren kleinen Liebling selbst zu geleiten.

Fühlte sie sich stark genug, Jahre hindurch auf alle weiblichen Empfindungen zu verzichten, mit der Bernunft allein zu leben, so durfte sie auch jetzt nicht das Vorrecht der Schwachen in Anspruch nehmen und zu Hause bleiben.

So sprach sie zu sich selbst. Doch hatte sie sich beinahe zu viel zugemutet. Es war nicht nur der Anblick des offenen Grabes, in dem man eben den kleinen Sarg versenkte, welches ihr ganzes Wesen erschütterte, auch die längst verwachsenen mit schweren Wärmorplatten verschlossenen nebenan taten das Ihrige dazu, als ob sie sich rächen wollten an diesen Augen, die einst trocken blieben, als man ihre jetzigen Bewohner hinabsenkte, an diesem Herzen, das damals keine Nahrung fühlte.

Mit elementarer Macht drang es jetzt auf sie ein, von allen Seiten, und das arme Herz krampte sich zusammen in bitterem Weh.

Und wie sie damals, als die gute Mutter hier zur ewigen Ruhe kam, einem jungen in Tränen aufgelösten Mann die Hand auf die Schulter legte und ihn aufforderte, seinen Schmerz zu zügeln, Mut zu fassen, so geschah ihr jetzt von derselben Hand, die sie damals ergrieff.

Direktor Kemken stand hinter ihr, gebeugt wie vom eigenen Schmerz.

Willig ließ sie sich von ihm zu dem bereitstehenden Wagen geleiten. Sie kannte die Worte, die ihm auf dem Herzen lagen, die Gedanken, die sein Hirn durchkreuzten, und war ihm dankbar, daß er schwieg und hütete sich, durch eine leise Aeußerung den Damm zu durchkreuzen, den er selbst mühsam in seinem Innern aufgerichtet.

Und wortlos schieden sie. Ein Druck der Hand war alles, — Dank, Bekenntnis, Entsagung für immer.

Die Nacht war eingefallen. Aus den Hochlösen schlugen die Feuer gleich Opferflammen in die schwarze Nacht.

Bei ihrem grellen, wechselnden Schein packte Lucy ein kleines Köpferchen in fliegender Hast. Sie mußte fort, — heute noch. Der Brief zwang sie dazu, ber auf ihrer Brust brannte wie Feuer. Sie mußte sie Zügen strafen, diese entsetzliche, graufame Wahrheit, und morgen schon vermochte sie es vielleicht nicht mehr. Bei Nacht und Nebel fliehen, es gab keinen anderen Ausweg. Wohin? Das war gleichgiltig, nur fort von hier, von ihm!

Seine schweigenden Blicke heute am Grabe sagten ihr alles. Er wird nicht immer schweigen. Morgen schon nicht mehr, und dann — dann — Sie packte mit einer Energie, unter neuen Tränen, Spielszeug,

kleine Höschen und Tüchchen, ein zerrissenes Bilderbuch in dem sie mechanisch blätterte.

Da erschollen Schritte am Gange. Sie hätte aufschreien mögen nach einer Hilfe — ganz so wie damals!

Es klopfte. Sie mußte alles, es konnte nicht anders sein.

Sie antwortete nicht.

Die Tür öffnete sich. Gustav trat ein. Sie ließ die Arme kraftlos sinken, wie ein erlasppter Flüchtling. Sein Blick fiel sofort auf den geöffneten Koffer.

„Was machen Sie hier? Sie wollen doch nicht? Heute Nacht noch — fliehen?“ rief er dann in heftigem Tone.

„Reisen, wollen Sie sagen,“ erwiderte Lucy, sich mühsam fassend. „Ja, das will ich. Heute Nacht noch — ich muß!“

„Doch nicht zu Ihrem Gatten, der es nicht einmal der Mühe wert fand, dem Begräbnis beizuwohnen? Hat das so Eile? Glauben Sie —“

„Ich glaube nichts mehr, Herr Direktor“, entgegnete Lucy in resigniertem Tone. „Ich weiß nur, daß ich reisen muß und daß Sie mich nicht daran verhindern dürfen.“

„Ja, das werde ich, für diese Nacht wenigstens, in dem Zustande. Ich hindere Sie daran, gerade heraus, ich zwingen Sie zu bleiben.“

Die wohlthuende Ruhe in jeder Bewegung, in jedem Blick des jungen Mannes wick jetzt einer glühenden Erregung, die zum äußersten bereit schien.

Freiwillig wich er nicht, das fühlte Lucy. Da griff sie nach dem Briefe in ihrer Brust. Noch einmal zögerte sie, stehete sie, forberte sie.

Vergebens! Gustav machte keine Miene zu weichen. Da nahm sie den Brief und reichte ihn dem jungen Mann.

„Lesen Sie, dann lassen Sie mich gewiß reisen.“

Gustav griff hastig nach dem Schreiben, stürzte vor an das Fenster und las mit fliegender Hast beim Flackerlicht des Kochofens.

Lucy aber lehnte an der Wand und wandte keinen Blick von ihm. Was sie da alles durchzitterte, sie wußte es später selbst nicht mehr. Furcht, Hoffnung, Scham über sich selbst. Und er schüttelte den Kopf, lächelte glücklich, ballte die Faust, hielt mit Mühe ein Schimpfmort auf den Lippen fest, dann knitterte er den Brief in seiner Rechten zusammen.

„Und deshalb, deshalb soll ich Sie reisen lassen? In diese finstere Nacht hinaus, in die Nacht der Verzweiflung? Deshalb, weil ein nichtswürdiger —“

Gustav hielt sich mit Mühe zurück.

„Nur eines sagen Sie mir, Frau Lucy, offen und ehrlich.“

Er trat dicht vor die bebende Frau.

„Haben Sie gewußt, daß ich, Gustav Kemten, Direktor von Stangen bin, ehe Sie hierher kamen?“

„So war ein Gott ist, nein. Ich habe es nicht gewußt,“ erklärte Lucy.

„Aber dann — dann sind Sie unschuldig.“

Die helle Freude leuchtete aus dem Antlitze des jungen Mannes.

„Wie kann Sie denn dieser empörende Brief bestimmen?“

„Dieser Brief ist die reine Wahrheit, Wort für Wort,“ erklärte Lucy.

„Wort für Wort,“ wiederholte triumphierend Gustav. Er entfaltete mit zitternden Händen den zusammengeballten Brief. „Daß Sie sich nach mir im Stillen geseht, daß Sie ihr Herz unbewußt an diesen Mann verloren, und jetzt wiedergefunden, — alles Wahrheit, Lucy? Alles andere nur ein Traum, — ein böser Traum, aus dem Sie erwacht? — Sprechen Sie, Lucy, nur ein Wort! Alles Wahrheit?“

Vergebens wehrte sich Lucy, schüttelte den Kopf, streckte wie abnehend die Arme aus. Sie fühlte sich plötzlich stürmisch umzingelt.

„Mein! Mein! O ich lasse Dich nimmer!“ klang es noch in ihr Ohr. Dann war es ihr, als ob die hellen Flammen zum Fenster hineinschlügen, sie sengend umloberten; das Bewußtsein schwand ihr.

Ein halbes Jahr nach diesem Tage feierte man in Stangen die Hochzeit des Direktors Kemten und des „Goldherzens“.

Lucy machte es nicht mehr „Spaß“, sich diesen Namen zu erhalten, sie hüte ihn jetzt sorgfältig als ihren größten Schatz, dem sie immer neue Freuden entnahm.

Durch Gram und Kummer geläutert, ward es jetzt im Feuer echter Liebe neu vergoldet. Kein Noth der Zeit wird ihm je mehr schaden können. —

Der Maler Janko war lange verschollen, nach Jahren tauchte er wieder auf, bis zur Unkenntlichkeit gealtert, — entnerot, verkommen. Es war ihm doch zu einsam geworden mit seiner nüchternen Wahrheit, seiner klaren Vernunft. Er hatte sich um eine andere Freundin umgesehen, welche ihm doch zur Zeit eine lustige Lüge, ein tröstendes Wahnbild vorkaufte, sie hieß — die Platsche.

Bei ihr saß er oft Nächte lang im einsamen Winkel und träumte von Glück und Liebe, und dann und wann stiegen aus der „plumpen Muskel“, die unter seinen fadenförmigen Hocke schlug, die hellen Tränen herauf in das heiße, entzündete Auge, mit dem er allein zu empfinden glaubte.

### Der Barbier von Bofuschan.

Humoristische Skizze aus Rumänien. Von A. Flachs. (Schluß.)

„Ich bitte Dich schweig! Wir ziehen in die Mahala, genug davon!“ fiel ihm Sastiga in die Rede, und dies geschah durchaus nicht in dem Tone, den man bei Bitten anzuschlagen pflegt.

Ghiza beaulte sich daher auszurufen: Eigentlich hast Du recht, liebe Sastiga!

Kurze Zeit nach dieser ebelichen Beratung erwarb Sastiga, nachdem sie in der ihr eigenen resoluten Manier die Zustimmung ihres Gatten mit dem nicht zu mißverehenden Ausrufe: „Ich bitte Dich, schweig, Ghiza! Es bleibt dabei!“ emaholt hatte, in einem Gäßchen der Mahala, wo auch Bojaren, Beamte und Offiziere wohnten, ein Häuschen, in dessen Vordertrakt die Barbierstube eingerichtet wurde. Hier unter den vornehmen Leuten hofften sie gute Kunden zu finden.

Eitle Hoffnung! Die vornehmen Herrschaften führen in die Stadt, natürlich zu Francois, und Ghiza blieben als Clientele bloß arme Juden, Handwerker, Musikanten und andere den Augen des Barbiers unbedeutend erscheinende Menschenfinder der Vorstadt. Und die Einnahmen waren sehr schwach. Die schöne Silberzeit war vorbei: die Aera des Kupfergeldes begann. Hatte es früher im alten Laden Silberzwanziger geregnet, so tröpfelte es jetzt, nur elende Kupfermünzen. Während Sastiga besonders über den Währungswechsel lamentierte, schmerzte es den idealer angelegten Ghiza viel mehr, daß er auf den Verkehr mit den Stadtgrößen verzichtete und sich mit solchem jeden „moralischen und geistigen Wertes baren Volke“ abgeben mußte.

Deshalb also faß Ghiza an einem schönen Frühjahrs-Nachmittage so trüben Sinnes auf der Bank vor seinem Häuschen. Und er wäre über diesen Betrachtungen unter dem leise sächelnden Winde sicherlich eingeschlafen, wenn ihm nicht die Franzen des über seinem Kopfe an der Stange mit dem Metallbecken baumelnden Handtuches immer wieder just auf der Nasenspitze getanzt hätten. Er erhob sich nun unwillig, stieg auf die Bank, um das Handtuch kürzer zu binden, und erblickte plötzlich auf dem Balkon des gegenüberliegenden Hauses eine reizende junge Dame in geschmackvoll mit Spigen verbrämtem weißen Morgenkleid. Ghiza riß vor Erstaunen Auaen und Mund auf. Daß dort drüben ein höherer Beamter, namens Demetrescu, wohnte, wußte er schon lange; allein von der Existenz eines hohen, weiblichen Wesens in jenem stillen Hause hatte er keine Ahnung gehabt!

Wir müssen erwähnen, daß Ghiza in seinen jungen Jahren ein glühender Verehrer des schönen Geschlechtes verschiedener Art und Form gewesen, und Jama erzählt, daß er damals gar manches Herzlein hübscher Dienstmädchen ohne Unterschied der Nationalität erbarmungslos geknickt hat.

Nun erwachte in ihm der alte Don Juan. In Ermangelung anderweitiger Beschäftigung sah er unverwandt hinüber, hocherrort, in sein eintöniges, langweiliges Leben eine romantische Abwechslung bringen zu können. Er faßte schleunigst den Entschluß, die herrliche Blüte von drüben auf das innigste zu verehren, ihr in seinem Herzen einen Altar zu bauen. Das süße Geheimnis wird er für sich bewahren oder nur dem lieben Wonde anvertrauen. Wenn Sastiga davon eine Ahnung hätte, dann — br! Ihn schauderte bei diesem Gedanken.

Ghiza brannte vor Neugierde, zu erfahren, wer, was und wie „sie“ sei, und so fündig wie er auch sonst war, diesmal mühte er sich vergebens ab, Aufschlüsse zu erlangen. Doch es gibt einen Gott der Liebe! Und der erbarnte sich des armen Ghiza, indem er, ich weiß nicht wie, dem Alecu, dem Diener der schönen Frau, so heftige Zahnschmerzen schickte, daß dieser gezwungen war, zum Barbier zu laufen. Ghiza, mit einer einfachen Zange bewaffnet, deren Beruf es sonst war, eigenhändige Nägel zu ziehen, rüttelte und schüttelte, zerrte und zog so lange an dem bösen Zahn herum, bis er draußen war. Freilich ging auch ein Stückchen von dem unschuldigen Zahnfleisch mit, aber dergleichen pflegte den wackeren Barbier nicht aus der Fassung zu bringen.

Während Alecu nach vollzogener Operation mit schmerzverzerrten Miene die Kupferstücke aus allen Taschen hervorholte, um das übliche Honorar zu entrichten, sädelte Ghiza mit ihm ein Gespräch ein. Mehr aus alter Gewohnheit tat er dies, da er wenig Interesse an dem Fremden hatte, dessen Neuses verriet, daß er sehr niederen Standes war. Mein Gott, was will man tun, dachte sich Ghiza: Kann man nicht mit Bischöfen sprechen, muß man eben mit einem Kirchenfänger vorlieb nehmen!

Er warf also ziemlich gleichgiltigen Tones die Frage hin: „Der Herr ist wohl nicht aus unserer Mahala?“

„Ei freilich, von da drüben,“ erwiderte Alecu und wies mit dem Kopfe, da seine Hände noch immer in den Taschen herumkramten, nach dem Balkonhause.

Ghiza hätte vor Freude hell aufjauchzen mögen, er frag aber in derselben kühlen Weise weiter: „So, so? Warum sehe ich Sie dann heute zum ersten Male?“

„Ach nun,“ sagte jener halb für sich, „der arme Alecu hat eben kein Glück, nicht einmal in seinen alten Tagen. Muß ich da immer zu Hause hocken wie ein Hund im Hofe, um die gnädige Frau Mariza Demetrescu zu bewachen. O, diese dünne Eifersucht!“

Seit einiger Zeit konnte man Ghiza fast den ganzen lieben Tag, oft auch bis in die späte Nacht, auf seiner Bank vor dem Laden sitzen sehen. Er spähte ohne Unterlaß hinüber. An schönen Abenden bewaffnete er sich mit seiner Guitare und sang sentimentale rumänische Volksweisen mit innigstem Schmelz. Indessen nichts deutete darauf hin, daß die Schöne von gegenüber von der Existenz des liebedurstigen Barttragers eine Ahnung hätte. Sastiga war es aber aufgefallen, daß ihr Mann jetzt sogar so fandesfreundig war — ganz wie in jener fernen Zeit, als sie noch in der Vorhalle der Ehe, im herrlichen Brautstande, sich befanden. Sie hegte daher eines Tages kurz und barisch:

„Höre, Ghiza! Was soll das heißen, daß Du jetzt so viel singst, bist doch kein junges Bürgerschel mehr! Das riecht nach — nun, verdächtig riecht!“

Ghiza, durch diese unermutete Allokution in Verlegenheit gebracht, flammelte:

„Je nun, was soll's sein? Ich versinge eben meinen Kummer über den schlechten Geschäftsgang, da Du mir nicht mehr gestattest, ihn zu verdampfen, seit der Tabak teurer geworden.“

Sastiga schien von dem vorgebrachten Argument nicht viel zu halten, denn sie rückte ihrem Lebensgefährten hart an den Leib, fireckte ihm die kleine, knochige Faust bis knapp an die auf's Höchste erstaunte Nase entgegen und sagte ganz gelassen:

„Du, paß auf! Daß Du mir keine Dummheiten machst!“ Sprach's und trippelte in die Küche zurück. Ghiza fraute sich ärgerlich hinter den Ohren und dachte, wie schlecht es doch sei, eine kluge Frau zu haben. Die Gefahr aber reizte ihn. Er setzte sich sofort an den Tisch, warf den Haarbüdel aller Schattierungen, aus denen er das Bildnis König Karl I. flechten wollte, verächtlich herab und verfasste mit staunenswerter Geschwindigkeit zu einer schwer-mühtigen Volksweise einen neuen Text, selbstverständlich auf die schön: Nachbarin zugehugt. Die Schlusstrophen ersahen ihm als die beste:

„Tag und Nacht denk ich nur Dein!  
Kommt ich doch zu Dir hinan!  
O, Mariga, Engel mein!  
Stern im blauen Himmelsplan!“

Mit Ungeduld harrete der Barbier einer günstigen Gelegenheit sein Liedchen vorzutragen. Ja, günstig mußte sie sein; denn im Geiste sah er schon die kleine, aber kräftige Hand Saftigas in gefahrdrohender Nähe seines Gesichts schweben.

Da hatte eines Abends Saftiga den herrlichen Einfall, eine Freundin zu besuchen; Ghiza machte sich von der Begleitung los, indem er, Unwohlsein simulierend, sich zu Bett begab.

Zehn Minuten, nachdem Saftiga weggegangen, war Ghiza wieder auf seinem Observatorium, die Gitarre im Arme. Es war eine lustige Frühlingsnacht. Der Mond trat eben hinter einem Silberwolkenvorhang hervor, um auf der dunkelblauen, mit goldig funkelnden Sternen verschwenderisch übertrauten Himmelsbahn seine Nachtpromenade zur großen Freude sämtlicher hieniedenwandelnden Vorken und Verliebten anzutreten.

Ghiza lugte hinüber, und siehe da, sein Ideal, sein Stern, sein Seelchen, sein Herzchen, sein Hübschen saß auf dem Balkon. Er legte los, ganz leise, bloß so oft der holde Name Mariga vorfam — und er kam oft genug im Poëm vor — erhob er ein wenig die Stimme.

Die Dame von drüben hatte endlich den Sänger bemerkt, sie trat an die Brüstung vor.

Wer war glücklicher als Ghiza! Er trat an den Zaun des Nachbarhauses heran und sang mit so herzerweichender Stimme weiter, daß ein Röter, der bisher in ruhigen Träumen, den Kopf auf den Pfoten, dalag, nun sein Haupt erhob und, wie es schien, in innigem Mitgefühl mitzuheulen begann. Wohl versetzte der erzürnte Barbier in den kurzen Pausen, welche die Arie gewährte, dem musk-verständigen Kunde einige Fußtritte, doch dies hinderte denselben nicht, auch fernerhin den Gesang in seiner Weise zu begleiten. Als Ghiza zu Ende war, streckte die Dame den Kopf vor, bog einige Zweige, die den Ausblick hinderten, zur Seite, warf einen raschen Blick auf Ghiza und verschwand.

Ghiza war im siebenten Himmel. Er begab sich bald zur Ruhe und schlief, von den lieblichsten Träumen umfungen, bald ein. Am nächsten Morgen war er in feinem Benehmen Saftiga gegenüber etwas unsicher. Er hatte nämlich die üble Gewohnheit, im Schlafe zu sprechen. Wie, wenn er im Traum

„Mariga“ ausgerufen hätte? Saftiga ging jedoch, ohne ein Wort zu sprechen, an ihre Arbeit — es war also nicht geschehen!

Kaum hatte Ghiza den Laden geöffnet, als im Türrahmen Herr Demetrescu erschien. Ghiza empfing ihn mit geschäftsüblichem freundlichem Lächeln, das freilich eine kleine Nuance enthielt, welche gewissermaßen sagen wollte: Armer Junge, wenn Du wüßtest, daß Deine Frau —

Demetrescu unterbrach den Gedankengang Ghizas, indem er an ihn herantrat und ihn anberichtigte:

„Höre, Schlingel, wenn Du Dich noch einmal unterteilst, meine Frau anzusehen, oder —“

„Pardon, mein Herr,“ fiel ihm der Barbier mit Würde ins Wort, ob es ihm gleich im Herzen vor Schreck hämmerte, wie in einer Schmitzede. „Ich verstehe nicht, was Sie meinen! Sie haben eine Frau? Ich habe ja garnicht das Vergnügen, sie zu kennen.“

Demetrescu stürzte, und Ghiza, dies bemerkend, faßte Mut und fuhr fort:

„Im übrigen hat unser Herrgott jedem zwei Augen gegeben, auf daß er sehen könne. Vielleicht —“

„Leere Ausflucht!“ rief Demetrescu, allerdings nicht mehr ganz sicher, dazwischen; „Du hast gestern

Ghiza schloß die Augen, suchte seiner Kehle die weichsten Töne zu erpressen und sang:

„Tag und Nacht denk ich nur Dein!  
Kommt ich doch zu Dir hinan!  
O, Mariga —“

Der Gesang verflumte da plötzlich, die Stimme versagte Ghiza vor Schreck darüber, daß er sich verschnappt hatte. Leichenblaß, wie vom Schläge gerührt, stand er unbeweglich da. Demetrescu aber schrie auf: „Also doch!“ und klitsch, klitsch ließ er auf den bedauernswerten Ghiza eine Salbe von wohlgezielten Ohrfeigen und Büffeln niedergehen.

Vom Lärm herbeigelockt, stürzte Saftiga eben herein, als Demetrescu im Begleichen noch ausrief: „Dies eintrweilen! Und nun, Du Schuft, wenn Du Dich noch ein einziges Mal unterfängst, meine Frau anzufingen, oder irgendwie zu belästigen, so schlage ich Dir Deine Knochen zu Tocana\* klein.“

Saftiga unterließ es nicht, dem vom Demetrescu begonnenen Werke eine längere Fortsetzung zu geben, und als Schlusssapitel, damit den alten Schöps, wie sie sich höchst profanisch ausdrückte, nicht wieder romantische Liebeleien anwandeln, schlug sie ihm die altersschwache Gitarre mit solcher Vehemenz auf den Kopf, daß sich selbige in eine Kopfbe-

deckung verwandelte.

Hierauf ging sie ruhigen Gemütes ab; Saftiga gehör nämlich zu jenen glücklichen Naturen, die sich nicht aufregen, wenn sie auf andere losprügeln.

Ghiza, der nur mit Mühe seinen Kopf aus dem splitt-rigen Bauche des Instrumentes befreiten konnte, bot einen höchst traurigen Anblick. Wohin er sich wandte, blickte ihn aus den zahlreichen Spinneln seines Ladens sein gerötetes, zerkratztes Gesicht entgegen. Er wusch sich rasch und eilte geschlügelten Schrittes in die benachbarte Schänke.

Seit jenem verhängnisvollen Tage ward Ghiza noch trübseliger als zuvor.

Vor dem Laden zu sitzen, eridien ihm gefährlich; drinnen machte ihm Saftiga heiß, indem sie in ihrer durchaus nicht zartfühlenden Weise bei passender oder unpassender Gelegenheit boshafte Anspielungen auf das traurige Erlebnis eines alten, verliebten Geles machte — was Wunder, daß Ghiza nun öfter die Schänke besuchte, wo er seine innere Blut mit kühlem Rottnarer Wein zu dämpfen suchte?

Dort fand er in den Aeußerungen der Stammgäste, eines verabschiedeten Schreibers und eines emeritierten Polizeikommissars, ein helles, überzeugungstreues Echo, wenn er über die Kultur, über die Fremden, besonders über die Eisenbahnen in fastigen Ausdrücken schimpfte und das Lob der guten alten Zeit sang.

Und Ghiza hatte für sein Teil eigentlich recht: Hätte man nicht die Eisenbahn nach Botuschan gebaut, so wäre Francois nicht als Konkurrent erschienen, Ghiza hätte nicht in die Mahala ziehen müssen und die Affaire mit Mariga wäre auch nicht vorgekommen.

O, diese verdammte Eisenbahn!

\*) Tocana = Gasse (Hachfleisch).



Zur Volkszählung. Das deutsche Volk nach Altersklassen. (Text siehe Seite 406.)

- I = 823 653 (unter 1 Jahr)
- II = 808 440 (unter 1 Jahr)
- III = 2 874 107 (bis unter 5 Jahre)
- IV = 2 863 948 (bis unter 5 Jahre)
- V = 6 132 880 (bis unter 15 Jahre)
- VI = 6 111 704 (bis unter 15 Jahre)
- VII = 2 665 189 (bis unter 20 Jahre)
- VIII = 2 653 016 (bis unter 20 Jahre)

- IX = 4 764 827 (20 bis unter 30 Jahre)
- X = 4 803 213 (20 bis unter 30 Jahre)
- XI = 8 493 192 (30 bis unter 60 Jahre)
- XII = 8 975 897 (30 bis unter 60 Jahre)
- XIII = 1 657 276 (60 bis unter 75 Jahre)
- XIV = 1 992 998 (60 bis unter 75 Jahre)
- XV = 3 25 163 (über 75 Jahre)
- XVI = 4 22 486 (über 75 Jahre)

Abend die Freiheit gehabt, zum Balkon hinauf-zusehen und meine Frau anzusehen?“

„Aber, verehrter Herr,“ lachte Ghiza, und das Blut wollte ihm vor Angst gerinnen, „das Ständchen galt ja meiner Frau, meiner geliebten Saftiga, mit der ich Gott sei Dank und unberufen in glücklicher Ehe lebe.“

„Du hast aber hinaufguckt!“ entgegnete Demetrescu.

„Wenn ich meine Frau mit einem Sterne ver-gleiche, so kann ich doch beim Singen nicht meine Hüneraugen ansehen.“ versetzte mit einem Anflug von Ironie Ghiza, der jetzt seine ganze Sicherheit und Freiheit wieder gewonnen hatte. „Hören Sie doch das Liedchen an!“

Schon hatte er die Gitarre in der Hand und sang das Lied, wohlwieselich für Mariga überall Saftiga einsetzend. Demetrescu biß sich verlegen in die Lippen, als er sah, daß seine Frau sich geirrt hatte, und wollte fortgehen. Doch Ghiza erfaßte ihn am Ärmel.

„So hören Sie doch die Schlusstrophen, das Lied habe ich selber gemacht.“

Demetrescu lächelte und blieb.

nen machte ihm Saftiga heiß, indem sie in ihrer durchaus nicht zartfühlenden Weise bei passender oder unpassender Gelegenheit boshafte Anspielungen auf das traurige Erlebnis eines alten, verliebten Geles machte — was Wunder, daß Ghiza nun öfter die Schänke besuchte, wo er seine innere Blut mit kühlem Rottnarer Wein zu dämpfen suchte?

Dort fand er in den Aeußerungen der Stammgäste, eines verabschiedeten Schreibers und eines emeritierten Polizeikommissars, ein helles, überzeugungstreues Echo, wenn er über die Kultur, über die Fremden, besonders über die Eisenbahnen in fastigen Ausdrücken schimpfte und das Lob der guten alten Zeit sang.

Und Ghiza hatte für sein Teil eigentlich recht: Hätte man nicht die Eisenbahn nach Botuschan gebaut, so wäre Francois nicht als Konkurrent erschienen, Ghiza hätte nicht in die Mahala ziehen müssen und die Affaire mit Mariga wäre auch nicht vorgekommen.

O, diese verdammte Eisenbahn!

\*) Tocana = Gasse (Hachfleisch).





